

2.

Empirische Vorderwelt und mythische Hinterwelt.
Johann Wolfgang von Goethe,
»Die Wahlverwandtschaften« (1809)

Der Aberglaube ist die Poesie des
Lebens, deßwegen schadet's dem Dichter
nicht, abergläubisch zu sein.¹

Widersprüchliche Rezeption

Die meisten neueren Interpretationen der »Wahlverwandtschaften« beruhen auf einem realistischen Verständnis des Romans – ›realistisch‹ in dem Sinn, daß die Interpreten von einer grundsätzlichen Ähnlichkeit der im Roman beschriebenen Welt zu unserer Alltagswelt ausgehen. Was uns im Rahmen heutiger Auffassungen in einem lebensweltlich-praktischen Sinn als notwendig, wahrscheinlich oder möglich gilt, wird wie selbstverständlich als Erklärungsrahmen für die erzählte Welt des bald zweihundert Jahre alten Romans eingesetzt. Was immer als unwahrscheinlich oder unmöglich aus dem Rahmen des empirisch Möglichen herausfällt, wird in den realistischen Interpretationen anhand mehr oder weniger akrobatischer Konstruktionen als uneigentlicher, symbolischer Ausdruck eines eigentlich gemeinten realitätskompatiblen Gehalts aus dem Weg geräumt – offenbar in der Meinung, man brauche die für ein realistisches Verständnis unbequemen Teile des Romans »allzu wörtlich [...] nicht verstehen«.² So kann dann behauptet werden: »the principle of verisimilitude [...] controls every detail of the text«, und: »no real miracles occur in ›Die Wahlverwandtschaften‹«.³

Diesen Versuchen steht ein Interpretationsansatz entgegen, der eine radikale Verschiedenheit unserer modernen Welt von der in den »Wahlverwandtschaften« dargestellten behauptet und die erzählte Welt des

1 Goethe, Werke (Weimarer Ausgabe), I, 42/II, S. 128 (»Aus dem Nachlaß: Eigenes und Angeeignetes« [1822]).

2 Allemann, Schwierigkeit, S. 129.

3 Atkins, S. 14 u. S. 21.

Romans als eine mythische auffaßt. Das entschiedenste Beispiel hierfür ist Walter Benjamins Essay, in dem es heißt, in der Romanwelt herrsche eine Ordnung, »deren Glieder unter einem namenlosen Gesetze dahinleben, einem Verhängnis, das ihre Welt mit dem matten Licht der Sonnenfinsternis erfüllt«. »Das Mythische ist der Sachgehalt dieses Buches: als ein mythisches Schattenspiel in Kostümen der Goethezeit erscheint sein Inhalt.«⁴ Vor allem mit Bezug auf die Ottilie-Figur und auf Goethes Begriff des Dämonischen haben auch andere, meist ältere Interpretationen gemeint, im Romangeschehen sei einiges »nicht geheuer«.⁵ Weiterführungen, aber – wie noch zu zeigen sein wird – auch Reduktionen dieses Ansatzes sind unter den Untersuchungen der letzten Jahre etwa diejenigen von Bernhard Buschendorf, Gustav Seibt/Oliver Scholz und Waltraud Wietölter.⁶

Im Widerstreit der Interpretationen von heute setzt sich die zwiespältige Wirkung fort, die der Roman von Anfang an ausgelöst hat. Wie kein anderes Werk seines Autors stieß er bei der Veröffentlichung ebenso auf höchste Bewunderung wie auf schroffe Ablehnung. Noch 1827 vermerkte Goethe, das Publikum habe »sich gegen meine ›Wahlverwandtschaften‹ wie gegen das Kleid des Nessus gebärdet«.⁷ In der Tat reichen die Rezeptionszeugnisse von Friedrich Karl von Savignys Begeisterung über das »klare, herrliche Buch« (H 140) bis hin zu Friedrich Heinrich Jacobis empörtem Verdikt über die »Himmelfahrt der bösen Lust« (H 113). Zwei Leser des Romans ließen sich unter dem Eindruck der Lektüre sogar zu weitreichenden und bezeichnend gegensätzlichen Handlungen bewegen. Es wird berichtet, die Lektüre der »Wahlverwandtschaften« habe den preußischen Offizier Moritz von Bardeleben dazu bewogen, »daß er eine brave und kluge, wenn auch nicht anmutige Frau, mit der er bisher sehr gut gelebt hatte, absetzte, um eine unbedeutende Demoiselle zu heiraten, von der er behauptete, nicht lassen zu können« (H 212). Dem Dichter Zacharias Werner hingegen gab die Lektüre der »Wahlverwandtschaften« den Anstoß zu seiner Konversion zum Katholizismus.⁸

4 Benjamin, S. 135 u. S. 140f.

5 Hankamer, S. 283 – gern mit einer raunenden Wendung ins Allgemein-Menschliche versehen: »das undeutbare Wirken und Weben der Kräfte wird sichtbar, aus dem das menschliche Leben seine Form gewinnt« (ebd., S. 237). Diese »irrationalistische Richtung der ›Wahlverwandtschaften‹-Interpretation« resümiert Schwan, S. 135-144.

6 Auf Vertreter beider Interpretationsrichtungen nehme ich im folgenden punktuell Bezug.

7 Härtl (Hg.), ›Die Wahlverwandtschaften‹: Eine Dokumentation, S. 328. Zitatnachweise daraus im folgenden mit Sigle ›H‹ und Seitenzahl.

8 S. H 216.

Der Widerstreit der Interpretationen bezog sich indes nicht nur auf die moralische Deutung und Bewertung des Romans, sondern auch auf seine künstlerische Komposition und insbesondere auf die Motivierung des dargestellten Geschehens. Auf der einen Seite unterstrichen Rezensenten wie Johann Friedrich Ferdinand Delbrück die »künstlerische Eigenthümlichkeit, welche das Werk [...] durch die vielen aufgezogenen und vielfach verschlungenen Fäden« erhält, die dem Geschehen »den Charakter unvermeidlicher Nothwendigkeit und gebieterischer Vorherbestimmung geben« (H 289). Dem stehen distanzierte Urteile von Lesern wie Wilhelm von Humboldt und Christoph Martin Wieland gegenüber. »Schicksal und innere Nothwendigkeit vermisse ich vor allen Dingen darin«, schreibt Humboldt (H 141); schärfer noch ist Wielands Kritik »dieses seltsamen Machwerks«: Die »Wahlverwandtschaften« seien

»ein *farrago*, ein Mischmasch von *Dialogen* und Vorlesungen über Gartenkunst, Baukunst, Decorationskunst, Malerei, Bildnerei, Musik, Mimische Kunst, u. Gott weiß über wie viele Künste, und von *Auszügen* aus andern Büchern, die eben so gut in jedem anderen stehen könnten. [...] und wie viel fehlt daran, daß das, was geschieht, was er seine Hauptpersonen *thun* läßt, psychologisch *wahr*, zusammenhängend, und mit dem, was er uns anfangs von ihnen erwarten ließ, übereinstimmend sei? Gewiß, vor Zwanzig oder Dreißig Jahren würde er sich geschämt haben, eine solche Composition einen Roman zu nennen?« (H 165)

Bedenkt man diese zeitgenössische Rezeption, wird Wilhelm Grimms Erstaunen verständlich, daß unter Goethes Werken besonders die »Wahlverwandtschaften« »so verschiedenartige Urteile erzeugen und unendliche Ansichten zulassen [...], so daß schon jeder einzelne Charakter seinen Freund oder Feind gehabt hat und alles schon gut oder schlecht gewesen« (H 80).

Die Tatsache, daß die »Wahlverwandtschaften« in so starkem Maße nicht nur verschiedene, sondern miteinander unvereinbare Interpretationen provoziert haben und immer noch provozieren, legt die Vermutung nahe, daß der Zwiespalt in der Struktur des Romans angelegt ist – die widersprüchlichen Interpretationen entstünden so aus widersprüchlichen Vorgaben des Textes. In der Tat soll im folgenden plausibel gemacht werden, daß sowohl das realistische wie auch das mythische Verständnis dem Text angemessen sind; jeweils allein genommen verfehlen jedoch beide seine Komplexität. Die erzählte Welt der »Wahlverwandtschaften« ist radikal doppeldeutig, nämlich auf paradoxe Weise realistisch und mythisch zugleich.

Viele der Geheimnisse, die Goethe nach eigener Aussage in die »Wahlverwandtschaften« »hinein versteckt«⁹ hat, sind inzwischen aufgedeckt worden. Dazu gehören zahlreiche *textinterne* symbolische und kabbalistische Bezüge und Leit motive; zudem haben in den letzten Jahren die Arbeiten von Jeremy Adler, Bernhard Buschendorf, William J. Lillyman, Heinz Schlaffer, Waltraud Wiethölter und anderen eine Vielzahl *textexterner* alchimistischer, chemischer, ikonographischer, platonischer und neoplatonischer Bezüge aufgedeckt. Diese Nachweise haben viel beigetragen zur Aufhellung der »Hinterwelt«¹⁰ des Romans im Unterschied zu seiner, empirisch-kausalen Regeln folgenden, realistischen »Vorderwelt«: die *textinternen* insofern, als sie die kompositorische Motivation des Geschehens aufdecken, die *textexternen*, insofern sie die intertextuellen Verweise dessen, was in den »Wahlverwandtschaften« dargestellt wird, belegen. In meiner eigenen Interpretation geht es mir weniger um die Aufdeckung weiterer Bezüge dieser Art als vielmehr um die Frage, was es für die erzählte Welt der »Wahlverwandtschaften« ontologisch bedeutet, daß es diese Bezüge gibt. Nicht nur die »realistischen«, sondern auch die meisten der auf die »Hinterwelt« ausgerichteten Interpretationen fragen danach merkwürdigerweise nicht. Letztere analysieren den Romantext *mythologisch* als Puzzlespiel verschiedenster intertextueller Verweise, aber sie beschreiben die erzählte Welt nicht als *mythische*. In Waltraud Wiethölters umfangreicher Studie »Legenden. Zur Mythologie von Goethes »Wahlverwandtschaften«« werden zum Beispiel weitreichende Nachweise der Bedeutung des Marienlebens für die Figur der Ottilie mit der Einschränkung versehen, diese Bezüge gälten nur »im Gleichnis und nicht innerhalb dessen, was der Fiktion nach für real zu gelten hätte«.¹¹

Meine Textanalyse ist in zwei Schritte gegliedert, die zwei einander gegenläufigen Strategien des Textes entsprechen. Als erstes ist zu zeigen, daß die Figuren des Romans aus einem scheinbar fest gegründeten Wirklichkeitsverständnis in eine tiefgreifende Verunsicherung geraten.

9 Werke (Weimarer Ausgabe), IV, 20, S. 346 (Brief an Karl Friedrich Zelter vom 1. 6. 1808).

10 Schlaffer, Namen, S. 221. In ähnlichem Sinn spricht Lugowski vom »hinterweltlichen Charakter« mancher Erzählwerke: »Der eigentlichen Handlung liegt eine vorgezeichnete Seinsstruktur zugrunde, die im Laufe der Handlung in ihren einzelnen Zügen ans Licht gebracht wird« (F 28).

11 Wiethölter, S. 29. Auch Gustav Seibt und Oliver Scholz sehen die Bezüge zum Narziß- und Androgynenmythos und zur Alchemie in der erzählten Welt des Romans nur durch das »illusionäre Wunschdenken« der Figuren vermittelt (Seibt/Scholz, S. 622).

Eine Welt, in der (nach Meinung der Protagonisten) empirisch-realistische *Geschichten* stattfinden, wird reduziert auf eine Welt, in der es nur noch *Geschehen* im Sinne einer bloßen Folge von Veränderungen ohne Erklärungszusammenhang zu geben scheint. Der zweite Interpretationsschritt soll dann beschreiben, wie dieser desintegrierenden Tendenz eine andere entgegenwirkt, die die auf Geschehen reduzierte Handlung des Romans in eine mythische Geschichte umzuformen scheint. Die Doppeldeutigkeit der »Wahlverwandtschaften« besteht in der entschiedenen Unentschiedenheit, mit der die beiden Konzeptionen von Wirklichkeit, die realistische und die mythische, in der Schwebelage gehalten werden.

Was könnte beruhigender sein als die berühmten ersten Sätze des Romans:

»Eduard – so nennen wir einen reichen Baron im besten Mannesalter – Eduard hatte in seiner Baumschule die schönste Stunde eines Aprilmittags zugebracht, um frisch erhaltene Pflanzfreier auf junge Stämme zu bringen. Sein Geschäft war eben vollendet; er legte die Gerätschaften in das Futteral zusammen und betrachtete seine Arbeit mit Vergnügen, als der Gärtner hinzutrat und sich an dem teilnehmenden Fleiße des Herrn ergetzte.« (W 242)¹²

Zwar unterbricht der Erzähler seine Satzkonstruktion schon nach dem ersten Wort durch einen syntaktischen Einschub, der mit seiner Betonung des Erzählakts die Arbitrarität des Erzählten hervorhebt. Doch sorgt der souveräne epische Erzählstil dafür, daß keine grammatische und erzähllogische Unsicherheit beim Leser entstehen kann, indem das syntaktische Bezugswort »Eduard« vorsorglich nach dem Einschub wiederholt wird. Und wie angenehm ist doch, was man zu lesen bekommt. Eduard ist reich, adlig und nicht nur im besten Alter, sondern »Mannesalter« – eine Konkretisierung mit versprechendem Beigeschmack. Er hat nicht etwa einen langen, ermüdenden Arbeitstag hinter sich, sondern nur eine »Stunde«, und zwar die schönste des Tages. In dieser anregenden, aber kaum erschöpfenden Zeit hat er sein Geschäft nicht einfach »be-«, sondern »vollendet«. Er »bringt« Pflanzfreier auf die jungen Stämme – das klingt eher nach mühelosem Spiel als nach körperlicher Anstrengung. Mit Vergnügen blickt Eduard auf seine »Arbeit« (was hier bezeichnenderweise das fertige Produkt, nicht den Prozeß der Produktion meint), und »sich ergetzend« blickt der Gärtner, dessen Lebensunterhalt das ist, was sein Arbeitgeber als Liebhaberei betreibt, auf Eduard.

Blickt man über die erste Szene hinaus auf die Romanhandlung insgesamt, so scheint sie dort zu beginnen, wo populäre Romane und Theater-

12 Zitatnachweise im folgenden nach der Hamburger Ausgabe mit Sigle »W« und Seitenzahl.

stücke aufhören: mit dem Schlußtableau eines happy ending in Gestalt einer Liebesheirat.¹³ Eduard hatte sich Charlotte, informiert der Erzähler, durch seine »hartnäckige, ja romanenhafte Treue doch zuletzt erworben« (W 249). Klingt hier jedoch nicht ein Mißton durch? »Romanenhaft« – Eduards Treue erscheint plötzlich von zweifelhafter Dignität. Grimms »Deutsches Wörterbuch« gibt noch 1893 als einzige Bedeutung dieses Wortes an: »wunderbar, der Wirklichkeit nicht entsprechend, wie in einem Roman.«¹⁴ Eduards »romanenhafte Treue« erklärt sich weniger aus Prinzipien, die dem Leben abgewonnen wurden, als vielmehr aus dem Vorbild lebensferner literarischer Klischees. Solche Überlagerung des Lebens durch die Kunst wird später erneut hervorgehoben. Eine Bemerkung des Grafen im 10. Kapitel des Ersten Teils liest sich wie ein Kommentar zum Beginn der »Wahlverwandtschaften«:

»Wir mögen uns die irdischen Dinge und besonders auch die ehlichen Verbindungen gern so recht dauerhaft vorstellen, und was den letzten Punkt betrifft, so verführen uns die Lustspiele, die wir immer wiederholen sehen, zu solchen Einbildungen, die mit dem Gange der Welt nicht zusammentreffen. In der Komödie sehen wir eine Heirat als das letzte Ziel eines durch die Hindernisse mehrerer Akte verschobenen Wunsches, und im Augenblick, da es erreicht ist, fällt der Vorhang, und die momentane Befriedigung klingt bei uns nach.« (W 309)

Man meint, diese, in der Komödie handlungsabschließende »momentane Befriedigung« in Eduards »Vergnügen« wiederzuerkennen, mit der er sein Propfwerk betrachtet. Doch seine Ehe mit Charlotte ist – entgegen mancher Interpretation – bereits zu Beginn der Romanhandlung kein »stable household«¹⁵ auf dem Fundament einer »genügsam sicheren Lebensordnung«,¹⁶ sondern hier schon, als Verwirklichung eines »verschobenen Wunsches« (W 309), von verborgener Instabilität. Die Ehe ist doppelt verschoben: in der Zeit und, weil im Lauf der Zeit das vermeintlich Gleichgebliebene etwas anderes geworden ist, im Gehalt. Über die Vorgeschichte der Ehe wird der Leser an verschiedenen Stellen des Romans informiert. Charlotte und Eduard waren in ihrer Jugend das »schönste Paar bei Hof« (W 311), »ein wahrhaft prädestiniertes Paar« (W 312), zwei, die »sich nur ineinander bespiegelten« (W 311). Sie hatten auch, wie

in Romanen und Komödien, mit »Hindernissen« (W 317) zu kämpfen und »Abenteuer« (W 317) zu bestehen. Anders als in solcher Literatur ließen sie sich jedoch tatsächlich ablenken und gingen Ehen mit anderen ein. Ihre individuellen Charaktere und die Kontingenz der Wirklichkeit verhinderten so zunächst die Umsetzung des literarischen Schemas. »Eduard habe ich doch oft im stillen getadelt«, bekennt der Graf, »daß er nicht beharrlicher war« (W 312) – so unbeirrt beharrlich, wie man es von einem Roman- oder Komödienhelden eben erwartet; aber auch »Charlotte war nicht ganz ohne Schuld« am Mißerfolg von Eduards Werben, »nicht ganz rein von allem Umhersehen« (W 312).

»Wir wollen versuchen [...] wieder einzubringen, was wir versäumt haben« (W 313), sagt Charlotte. Das erste Zusammentreffen mit Eduard nach dem Tod ihrer ersten Ehepartner stand unter dem Zeichen der Vergangenheit: »Wir freuten uns der Erinnerung, wir liebten die Erinnerung« (W 246). Die weitere Romanhandlung wird zeigen, daß der »Kairós«¹⁷ ihrer Ehe verpaßt und »das früh so sehnlich gewünschte, endlich spät erlangte Glück« (W 246) nicht von Dauer ist. Der Makel der Verspätung verbirgt sich hinter dem vermeintlich stabilen Anfang des Romans, der doch andauernder Glücks- und Endzustand des Paares sein sollte. Zwar hatte sich die wegen der Eheschließungen mit anderen Partnern scheinbar auf immer verpaßte Gelegenheit durch den Tod der anderen Ehegatten ein zweitesmal ergeben – »hier hat der Tod willig getan, was die Konsistorien sonst nur ungern zu tun pflegen« (nämlich Scheidungen) (W 311). Doch mußte »das Opfer der besten Jahre gebracht werden«, und gegenüber früher ist jetzt »weder von so glänzenden Zeiten noch von so hervorleuchtenden Gestalten«, wie die jungen Eduard und Charlotte es waren, die Rede, da sich inzwischen »so manches verändert hat« (W 311). Noch nach der Ankunft des Hauptmanns heißt es, dieser und Eduard hätten »am Gegenwärtigen manche Beschäftigung«, doch genauso wenig fehlt es an der »Erinnerung vergangener Tage«; auch anhand der Reisejournale bemüht man sich, »die Vergangenheit hervorzurufen« (W 262). Viel später wird Eduard zu der Erkenntnis kommen: »Wer in einem gewissen Alter frühere Jugendwünsche und Hoffnungen realisieren will, betriegt sich immer [...] Wehe dem Menschen, der vorwärts oder rückwärts zu greifen durch Umstände oder durch Wahn veranlaßt wird!« (W 448). Auch der lebenskluge Graf weiß, daß der Schein der Kunst der Prosa des Lebens nicht genügen kann, wenn er sein oben zitiertes Bonmot über die Eheschließung als Schlußpunkt von Lustspielen mit den Worten fortsetzt: »In der Welt ist es anders; da wird hinten immer fortgespielt, und

13 Vgl. Beddow, S. 2.

14 Grimm, Deutsches Wörterbuch, Bd. 14 (1893), Sp. 1154. Adelung im Jahr 1798: »Romanenhaft [...] einem Romane, einer wunderbaren Erzählung ähnlich [...]. Romanenhafte Begriffe von der Liebe haben« (Adelung, Bd. 3, S. 1155).

15 Tanner, S. 179.

16 Hankamer, S. 49.

17 Henkel, S. 7.

wenn der Vorhang wieder aufgeht, mag man gern nichts weiter davon sehen noch hören« (W 309).

Zurück zur Anfangsszene des Romans, die Eduard in seiner Baumschule zeigt. Nicht nur Eduards Ehe, sondern auch der unmittelbare Gegenstand seiner Beschäftigung, die Propfreiser, stehen in einem verschobenen Verhältnis zur Vergangenheit. Im 17. Kapitel des ersten Teils sagt der Gärtner »bedenklich« zu Ottilie:

»Ich wünschte nur, daß der gute Herr [Eduard] viel Freude daran [an den Ppropfreisern] erleben möge. Wäre er diesen Herbst hier, so würde er sehen, was für köstliche Sorten noch von seinem Herrn Vater her im alten Schloßgarten stehen. Die jetzigen Herren Obstgärtner sind nicht so zuverlässig, als sonst die Kartäuser waren.« (W 350)

In den Katalogen finde man wohl lauter »honette Namen«, doch die aus dem Katalog ausgewählten Bäume seien der Mühe nicht wert, klagt der Gärtner weiter. Sie stünden weit hinter denjenigen zurück, die ursprünglich hierher gehörten und im alten Schloßgarten standen, bevor Eduard und Charlotte anfangen, die Umgebung des Schlosses umzuformen. Früher, in der guten alten Zeit – das meint zu Zeiten des Vaters, nicht Eduards zu Zeiten der Kartäuser, nicht der »Herren Obstgärtner«. Natürlich ist der Gärtner, der so weise spricht, selbst ein »guter alter Mann«, der sein Handwerk »vollkommen« versteht (W 350).

Die vermeintlich idyllische Gegenwart des Romanbeginns enthüllt sich so mit Blick auf die Vergangenheit als prekäre und defizitäre Fortsetzung einer verpaßten Liebesgeschichte und, in ihrer Gartenkunst, als vergebliche Imitation eines überlegenen väterlichen Vorbildes. Die Eingangsszene ist jedoch auch auf die Zukunft gerichtet. Man ist in der Baumschule, die Stämme sind noch jung, Eduard hat die Ppropfreiser gerade frisch erhalten. Es ist April, das Jahr wird seine Früchte erst noch tragen. Was heute gepflanzt ist, wird bald zu genießen sein. Man baut auf die Zukunft und darf auf sie bauen. Sie wird Neues bringen, aber nichts grundsätzlich Neues. So kommt Eduards Zufriedenheit mit der Gegenwart auch durch die ruhige Gewißheit zustande, mit der er in die Zukunft sieht. Die zuversichtliche Erwartung ist Bestandteil der idyllischen Wahrnehmung der Gegenwart.

Doch täuscht diese Eingangsszene nicht nur als vermeintlich krönender Schlußpunkt vergangener Ereignisse, sondern auch, wenn man sie als zukunfts-gewisse Idylle liest – und so muß sie jeder Leser verstehen, der den Rest des Romans nicht schon kennt. Zunächst einmal wird sich herausstellen, daß Eduards Arbeit an den Ppropfreisern sich nicht lohnt. Der Gärtner sagt später über die Ppropfreiser: »Man ppropft und erzieht,

und endlich, wenn sie Früchte tragen, so ist es nicht der Mühe wert, daß sie im Garten stehen« (W 350).¹⁸

Eine weitere Irreführung liegt schon im ersten Wort des Romans, denn Eduard hat seinen Namen nicht kategorisch vom auktorialen Erzähler zugewiesen bekommen (wie das »so nennen wir« suggeriert), sondern er selbst, der ursprünglich Otto hieß, hat ihn sich gewählt (W 258). Darüber hinaus ist der Namenswechsel, wie schon die bereits erwähnten Ppropfreiser, charakteristisch für die »Desorganisation symbolischer Ordnungen«,¹⁹ die den ganzen Roman durchzieht. Veränderungen und Ersetzungen vorgegebener Ordnungen begegnen überall – am auffälligsten vielleicht in Form der »neuen Schöpfungen« (W 242) Eduards, Charlottes und des Hauptmanns, die an die Stelle der gegebenen Topographie gesetzt werden: die neuen Wege, Treppen und Parkanlagen (W 242 u. 262), die Mooshütte (W 243), die Zusammenführung der drei Teiche zu einem See (W 303 u. 332), die Umpflanzung der Platanen und Pappeln, die Eduard gegen die Absicht seines Vaters, der sie ausroden wollte, durchsetzt (W 260 u. 303). Selbst Ottilie ist an diesen Veränderungen beteiligt; sie gibt die Idee zum Bau des Lusthäuschens oben auf der Anhöhe, dessen spätere unglückbringende Rolle gleich bei seiner ersten Erwähnung indirekt signalisiert ist, indem es in einen signifikanten Gegensatz zum unten gelegenen Schloß gestellt wird, das »die Alten mit Vernunft hieher gebaut, denn es liegt geschützt vor den Winden und nah an allen täglichen Bedürfnissen« (W 295). Mit den »neuen Schöpfungen« wird eine gegebene Ordnung nicht nur *ersetzt*, sondern auch *verletzt*; denn im internen Bedeutungssystem des Romans besteht meist eine evaluative Hierarchie zwischen der alten und der neuen Position. Der originäre Platz ist der ursprünglich gegebene, durch Tradition verbürgte und durch die Stabilität des Hergebrachten beglaubigte, der neue Platz ist hingegen arbiträr, umstritten und instabil. Wird die neue Ordnung von den Protagonisten zunächst gegenüber der alten als positiv markiert, so kehrt sich die Markierung im Verlauf des Geschehens um: die neue Ordnung erweist sich als instabil und unglücksbringend, die alte als inzwischen verlorener Ort vernünftiger Ordnung.

Die Eingriffe in gegebene Ordnungen wirken sich auch auf die Haltung der Protagonisten zur Zukunft aus. In der Anfangsszene des Romans erscheint die Zukunft noch in einem regelhaften und beherrschbaren

18 Bernhard Buschendorf weist nach, daß Eduard mit den Attributen des Baumpropfens in der ikonographischen Tradition der saturnischen Melancholia steht (Buschendorf, S. 151-154).

19 Wellbery, S. 291.

Zusammenhang mit der Gegenwart. Doch im weiteren Verlauf stellt sich heraus, daß ein solcher Zusammenhang nicht besteht. Der erste »wahrhaft fröhliche Sommer« ihres Lebens, den Charlotte sich »zusammengebaut« zu haben meint, ist in Wirklichkeit der Beginn einer katastrophalen Krise. Auch Eduard, der sich Charlotte durch »hartnäckige, ja romanenhafte Treue doch zuletzt erworben« hat, möchte nun vergeblich durch Hinzuziehung des Hauptmanns »sein ganzes Dasein gleichsam abschließen« (W 249). Immer wieder versuchen die vier Protagonisten, das Geschehen in einen Verstehenszusammenhang zu bringen, aus dem sie sinnstiftende Erklärungen für das vergangene und verlässliche Erwartungen für das künftige Geschehen ableiten könnten. Ein einprägsames Bild für das ständige Bemühen, die Kontingenz des Wirklichen in ein sinnvolles Ganzes zu fassen, wird im ersten Kapitel gegeben, in dem Charlotte Eduard an ihren gemeinsamen Plan erinnert, seine Reisetagebücher zu ordnen, um »aus diesen unschätzbaren, aber verworrenen Heften und Blättern ein für uns und andere erfreuliches Ganze zusammen[zu]stellen« (W 247). (Auch hier erweist sich übrigens die alte Zeit der neuen als überlegen. Eduards Tagebücher befinden sich in einem »verworrenen« Zustand, während die »alten Tagebücher« seines Vaters, aus denen Eduard das Datum der Platanenanpflanzung rekonstruieren kann, »sehr ordentlich geführt« sind [W 334].)

Die vier Protagonisten versuchen, natürliche Zeichen in arbiträre, Natur in Kultur, Leben in Kunst, Zufall in Sinn zu verwandeln. Charlotte ordnet den Kirchhof um, indem sie die »zufällig entstandenen« (W 362) Grabhügel einebnet, alle Grabsteine »von ihrer Stelle« rückt (W 361) und sie »den Jahren nach [...] an der Mauer« anordnet (W 254). So entsteht zwar ein »angenehmer Raum« (W 254), der »eine heitere und würdige Ansicht« gewährt (W 361). Doch unter den Gemeindegliedern regt sich Protest, »da man die Bezeichnung der Stelle, wo ihre Vorfahren ruhten, aufgehoben und das Andenken dadurch gleichsam ausgelöscht« (W 361). Denn: »Ein geliebtes Abgeschiedenes umarme ich weit eher und inniger im Grabhügel als im Denkmal [wie die willkürlich neugeordneten Grabsteine], denn dieses ist für sich eigentlich nur wenig« (W 362). Die reale räumliche Nähe zwischen Grabhügel und Leichnam wird hier ersetzt durch die abstrakte semantische Relation zwischen dem zum bloßen Denkmal entleerten Grabstein und der Person, zu deren Andenken er gesetzt worden ist. Eine Hausapotheke und »alles, was zur Rettung der Ertrunkenen nötig sein möchte« (W 268), wird eingerichtet, ein »vorzüglicher« Feldchirurgus (W 268) angestellt; beides ist zwar nützlich beim ersten Unglücksfall an Otiliens Geburtstag (W 339), doch der Tod des eigenen Sohnes wird damit nicht verhindert. Charlotte, »da sie gern leben

mochte, [suchte] alles Schädliche, alles Tödliche zu entfernen« (W 268) und lobt an den Frauen gegenüber den Männern: »Die Willkür wissen wir besser zu beherrschen als ihr« (W 288). Noch nach dem Tod ihres Sohnes bemüht sich Charlotte vergeblich darum, »in das Gleis des gesetzmäßigen Lebens« zurückzukehren, auf daß »alles beim alten« bleibe (W 351). Und doch sterben ihr am Ende auch noch Ehemann und Pflgetochter.

Immer wieder zerstört ein Zufall die Bemühungen um ein »hübsches Ganzes« (so Eduard, W 247) und erzwingt ständig neue Anpassungen des Erklärungsschemas an die widerständige Realität. Versteht man Geschichten als Integration einer zeitlichen Folge von Ereignissen in einen sinnhaften Zusammenhang, so kann man sagen: Die Protagonisten werden aus Geschichten in blinde Ereignisfolgen zurückgeworfen. Bei den Protagonisten selbst setzt sich diese Erkenntnis nicht durch. Resignation und Fatalismus wechseln ab mit immer neuen Absichten und Plänen. Charlotte scheint sich zwar nach dem Tod des Kindes mit der Uneinsichtigkeit und Unveränderbarkeit der Ereignisse abgefunden zu haben, wenn sie sagt:

»Es sind gewisse Dinge, die sich das Schicksal hartnäckig vornimmt. Vergebens, daß Vernunft und Tugend, Pflicht und alles Heilige sich ihm in den Weg stellen: es soll etwas geschehen, was ihm recht ist, was uns nicht recht scheint; und so greift es zuletzt durch, wir mögen uns gebärden, wie wir wollen.« (W 460)

Auch bei anderer Gelegenheit meint Charlotte: »Indem uns das Leben fortzieht, [...] glauben wir aus uns selbst zu handeln, unsre Tätigkeit, unsre Vergnügungen zu wählen, aber freilich, wenn wir es genau ansehen, so sind es nur die Plane, die Neigungen der Zeit, die wir mit auszuführen genötigt sind« (W 417). Aber dann glaubt sie fälschlicherweise doch zu wissen, worauf »das Schicksal« es eigentlich abgesehen habe, nämlich auf die Vereinigung von Eduard und Ottilie, und erklärt sich einverstanden mit einer Scheidung. Auch der Major und Eduard sehen den Tod des Kindes als eine »Fügung« (W 461) an, die alle Hindernisse auf dem Weg zu den neuen Verbindungen zwischen Eduard und Ottilie und dem Major und Charlotte beseitige. Alle drei täuschen sich in ihrer Erwartung.

»In der Welt ist es anders« als in den Lustspielen, hatte der Graf gesagt (W 309), wie »überhaupt in der Welt so wenig eine gehoffte Folge« zeige (W 311). Die Baroness drückt die gleiche Einsicht in die unkontrollierbare Widerständigkeit des Faktischen aus, als sie sagt, »gewöhnlich geschähe das nicht, worauf man sich so lange voraus freue« (W 316). Ein ähnliches Fazit der vergeblichen und verworrenen Bemühungen der Protagonisten scheint der vormalige Geistliche Mittler, der selbst sein komfortables

Dasein einem Zufall, nämlich einem »ansehnlichen Lotteriegewinst« (W 255) verdankt, bereits ganz zu Anfang des Romans auszusprechen, als ihn Charlotte und Eduard wegen der Einladung an den Hauptmann und Ottilie um Rat fragen:

»Wer ein Übel los sein will, der weiß immer, was er will; wer was Bessers will, als er hat, der ist ganz starblind – Ja ja! lacht nur – er spielt Blindekuh, er ertappt vielleicht; aber was? Tut, was ihr wollt: es ist ganz einerlei! Nehmt die Freunde zu euch, laßt sie weg: alles einerlei! Das Vernünftigste habe ich mißlingen sehen, das Abgeschmackteste gelingen.« (W 256)

Diesmal stimmt ihm selbst Charlotte zu: »Alle solche Unternehmungen sind Wagestücke. Was daraus werden kann, sieht kein Mensch voraus. Solche neue Verhältnisse können fruchtbar sein an Glück oder Unglück, ohne daß wir uns dabei Verdienst oder Schuld sonderlich zurechnen dürfen« (W 256).

Ereignisse und Erklärungen

Die Protagonisten werden in ihren Handlungsrahmen und Lebensplänen verunsichert und geraten aus der vorgeprägten Sicherheit schematisierter Liebes- und Ehegeschichten in die sinnlose Offenheit bloßen Geschehens. Es wäre dem komplexen Aufbau des Romans jedoch nicht angemessen, an diesem aporetischen Punkt die Analyse abzuschließen und die Romanhandlung insgesamt nur als »Auflösung eines verbindlichen Allgemeinen« (Wellbery) unter dem »Formprinzip der entgleitenden Balance« (Schwan)²⁰ zu bezeichnen. Vielmehr ist zu überlegen, wie es sich mit dem dargestellten Geschehen unabhängig vom Verständnis, das sich die Figuren von ihm machen, verhält. Was ist innerhalb der erzählten Welt der »Wahlverwandtschaften« die quasi-reale Basis für die beschriebenen Interpretationen seitens der Protagonisten? Wie hat sich der (implizite) Leser das dargestellte Geschehen zu erklären? Was hat er als tatsächliches Geschehen, was als Einbildung oder Mißverständnis seitens der Figuren anzunehmen? Die Entwicklung, die der Roman vorführt, ist nicht nur destruktiv, verläuft nicht einfach von sinnhaften Geschichten zu blindem Geschehen. Andeutungsweise, zweideutig und mit ironischer Distanz wird auch ein anderer Typ von Integration von Geschehen in eine Geschichte dargestellt, nämlich ein mythisch-finaler. Die Welt des Romans

²⁰ Wellbery, S. 292 und Schwan, S. 42.

wird so zu einer paradoxen doppelten Welt.²¹ Die suggerierte Präsenz des Mythischen im Roman sei im folgenden an vier exemplarischen Passagen und Aspekten dargestellt: (1) Nannys wunderbare Heilung an Ottilies Leichnam, (2) die Suggestion mythischen Wirkens durch konnotierende Erzählverfahren am Beispiel des Kahns auf dem Wasser, (3) die im Roman beschriebenen mesmeristischen Phänomene vor dem zeitgenössischen Hintergrund romantisch-spekulativer Naturwissenschaft und Medizin und (4) der formale Doppelcharakter der Ottilie-Figur.

Um meine generelle Interpretationsthese, die Welt der »Wahlverwandtschaften« sei eine doppelte Welt, in der realistische und finale Motivierung des Geschehens auf paradoxe Weise nebeneinander bestehen, zu prüfen, müssen diese antirealistischen Elemente daraufhin geprüft werden, ob sie nicht *auch* eine empirische Erklärung zulassen – genauer gesagt: ob sie auch eine Erklärung durch Prinzipien zulassen, deren Gültigkeit Goethes Zeitgenossen für ihre eigene Wirklichkeit akzeptiert haben. Denn mag auch die *Intension* der Begriffe des Möglichen, Wahrscheinlichen und Notwendigen, die hierfür zugrunde zu legen sind, konstant sein, so ist doch ihre *Extension* in dem Maße variabel, in dem historisch unterschiedliche Auffassungen darüber bestanden haben, was im Einzelfall unter diese Begriffe fällt.

Zufall, Wunder und Erzählverfahren

Dasjenige Ereignis, das sich (zusammen mit der wunderbaren Kindesähnlichkeit) einer empirischen Erklärung am stärksten widersetzt, ist die Wunderheilung von Ottilies Ziehmädchen Nanny am Leichnam seiner Herrin. Erstaunlicherweise findet sich in Heinz Härtls umfangreicher Dokumentation der zeitgenössischen Rezeption der »Wahlverwandt-

²¹ Die These, die erzählte Welt der »Wahlverwandtschaften« sei *radikal* zweideutig, weil sie miteinander unvereinbare Typen von Welten paradox kombiniere, unterscheidet meine Interpretation von den Deutungen von Barnes und Reiss, die die »Ambiguität« (Barnes, Ambiguität, S. 307) und »Mehrdeutigkeit« (H. Reiss, S. 366) der »Wahlverwandtschaften« als Unterbestimmtheit, Wertungsvielfalt und Perspektivenwechsel innerhalb einer insgesamt als realistisch angenommenen erzählten Welt erklären. Blessin meint mit »doppelter Motivation« die »Verquickung« von Zufällen und Handlungsabsichten der Figuren und läßt damit die mythisch-finale Motivation ebenfalls außer Betracht (Blessin, S. 55f.). Killy verwischt den Unterschied zwischen finalen und kompositorischen Aspekten der Motivation und verkennt die unentschiedene Parallelität von kausaler und finaler Motivationslinie, wenn er schreibt: »An die Stelle des natürlichen oder geschichtlichen Zusammenhangs [...] tritt der epische, ein Kunstzusammenhang« (Killy, S. 25).

schaften« nur ein klares Beispiel für das einem heutigen Leser naheliegende Verständnis, nämlich daß es sich bei diesem Vorfall nicht nur für den Leser, sondern schon *innerhalb* der erzählten Welt der »Wahlverwandtschaften« um nur »scheinbare Wunder und Zeichen« handele (H 93, K. P. Conz). Die zeitgenössischen Leser faßten die Ereignisse entweder als realitätsinkompatibles Element innerhalb der Romanwelt und damit als Bruch gegenüber den übrigen, empirisch glaubwürdigen Romanpartien auf – oder aber sie meinten, auch solche Wunder seien mögliche Begebenheiten der realen Welt. Daß der Roman es vermeiden könnte, den ontologischen Status des angeblichen Wunders eindeutig festzulegen – diese Möglichkeit wird in den uns überlieferten Rezeptionsdokumenten nicht in Betracht gezogen. Über dem erzählten Was wurde offenbar das erzählerische Wie, über dem markanten Inhalt der Szene ihre komplexe Darstellungsweise kaum wahrgenommen.

Wie so oft im Roman spielt hier der signifikante Zufall, das nicht aus Regeln ableitbare, aber folgenreiche Zusammentreffen voneinander unabhängiger Umstände, eine wichtige Rolle. Als die Prozession mit Ottilies Leichnam naht, wird Nanny eingeschlossen in eine

»Kammer, die nach dem Garten ging. Als sie aber die Glocken läuten hörte, ward sie nur allzubald inne, was vorging, und da ihre Wächterin aus Neugierde, den Zug zu sehen, sie verließ, entkam sie zum Fenster hinaus auf einen Gang und von da, weil sie alle Türen verschlossen fand, auf den Oberboden.« (W 486)

Um die nötige »Fallhöhe« für das anstehende wunderbare Ereignis zu gewinnen, »darf« Nanny keinen Ausgang zur Straße finden (kompositorische Motivierung); so kommt es zu dem, empirisch gesehen, ungewöhnlichen (jedenfalls im Text nicht begründeten) Zufall, daß nicht nur Nannys Zimmer, sondern alle Türen des Geschosses verschlossen sind (kausale Motivierung). Es folgt Nannys lebensgefährlicher Sturz und ihre spontane Wiederherstellung. Zwar wird vom Erzähler kein Zweifel gelassen an dem wunderbaren Ausnahmecharakter des »Unglaublichen« (W 488). Doch ist die narrative Vermittlung des Ereignisses zu beachten. Nanny werde durch ihren Sturz »vor den Augen aller Welt zerschmettert« (W 488), heißt es rückblickend – der Kontext dieser Behauptung legt aber nahe, sie nicht als erzähllogisch privilegierte Aussage des Erzählers aufzufassen, die »keinen Zweifel an der Überwirklichkeit des Geschehens« zulasse,²² sondern als imitierendes Referat der Publikumsmeinung, als kollektive (weil keiner einzelnen Figur zuzuordnende) erlebte Rede:

22 So zum Beispiel noch kürzlich Volkhart Wels, *Opfer und Erlösung. Eine Auslegung von Goethes »Wahlverwandtschaften« nach ihrer theologischen Begrifflichkeit*, in: *Euphorion* 88 (1994), S. 406-417, hier S. 406.

»Die vor den Augen aller Welt zerschmettete Nanny war durch Berührung des frommen Körpers [Ottilies, M. M.] wieder gesund geworden; warum sollte nicht auch ein ähnliches Glück hier andern bereitet sein?« (W 488)

Der Erzähler enthält sich jeder direkten Darstellung des Kerns des wunderbaren Geschehens, Nannys sofortiger Heilung.²³ Keineswegs mutet er »seinen Lesern [zu], für erwiesen und wahr zu halten, daß aus Ottilie eine Heilige wird, daß sie wunderbare Genesungen bewirkt.«²⁴ Vielmehr muß sich der Leser die Szene anhand der einzig mitgeteilten Wahrnehmung beteiligter Figuren rekonstruieren und bleibt an die epistemische Beschränktheit einer fokalisierten Darstellung gebunden. Das zentrale Ereignis, wodurch das Geschehen (innerhalb der erzählten Welt) unwiderprüflich zum Wunder und die erzählte Welt eindeutig zu einer phantastischen (in Todorovs Terminologie: einer wunderbaren [merveilleux]) Würde, bleibt als nicht konkretisierte Leerstelle vom Leser nach widersprüchlichen Vorgaben zu füllen. In Nannys Version handelt es sich tatsächlich um ein Wunder: »[...] ihr habt gesehen, wie sie sich aufrichtete und mit entfalteten Händen mich segnete, wie sie mich freundlich anblickte! Ihr habt es alle gehört, ihr seid Zeugen, daß sie zu mir sagte: »Dir ist vergeben!« (W 486) Die konsternierte Menge hingegen ist unerschlüssig. In auffälliger stilistischer Doppelung wird sie in zwei Sätzen, in denen sie das grammatische Subjekt bildet, gleichwohl zum gesichts- und bewußtlosen Objekt degradiert: »Auseinander fuhr die Menge mit einem entsetzlichen Schrei nach allen Seiten« (W 486). Zwei Absätze später: »Umhergedrängt stand die Menge« (W 486). Der anonymisierende Begriff der »Menge«, die vorgezogene Prädikatsstellung, mit der das grammatische Subjekt in die Position eines bloßen Handlungsobjekts rückt – hiermit wird rhetorisch suggeriert, was der Sache nach höchst unplausibel ist: daß keiner der Umstehenden, die Nanny ja gerade noch selbst aufgehoben haben, *entscheiden* kann, ob Nannys Vision Einbildung oder Wirklichkeit war. Denn was Nanny gesehen und gehört haben will, daß Ottilie sie berührt habe, das müßten doch zumindest die nächsten Umstehenden ebenfalls wahrgenommen haben. – Das wunderbare Geschehen wird in seiner (ohnehin geringen) Glaubwürdigkeit zudem mehrfach von Verfremdungswörtern des Erzählers eingeschränkt. Ottilie »schien« Nanny

23 Hier ist also bereits die *Darstellung* der Ereignisse mehrdeutig, nicht erst ihre *Erklärung*, wie Nisbet – ansonsten zu Recht – meint: »The events in the novel are *described* with much detail, precision and deliberation on the part of the author. The work is obscure because they are not fully *explained*, and the explanatory materials which are offered are profoundly ambiguous« (Nisbet, »Die Wahlverwandtschaften«, S. 486).

24 Blessin, S. 114.

zu winken, diese »schien« nach dem Fall zerschmettert, sie »schien« ihre Herrin berühren zu wollen (W 486). Alles in allem legen diese Verfremdungs- und Irritationssignale eine empirische Deutung des vermeintlichen Wunders nahe. Nannys Heilung wird nicht durch die Berührung von Otilies zauberkräftigem Leichnam verursacht, sondern durch außergewöhnlich glückliche physische und psychophysische Umstände – Umstände, die wegen ihrer Ungewöhnlichkeit bei abergläubischen Gemütern übernatürliche Erklärungen herausfordern. Auf diese Weise erklären denn auch die meisten Interpreten, sofern sie überhaupt dazu Stellung nehmen, das vermeintliche Wunder: als »nichts Übernatürliches«, als bloße »Autosuggestion« Nannys.²⁵

Andererseits wird im Text Nannys Ernsthaftigkeit und Glaubwürdigkeit ausdrücklich hervorgehoben und damit ihren Behauptungen besonderes Gewicht verliehen. Unmittelbar vor ihrem Sturz sieht Nanny aus der Dachkammer (wie es in Erzählerrede ohne Vorbehalt heißt) Otilie »deutlicher, vollständiger, schöner« (W 486) als alle anderen, und aus *dieser* privilegierten Perspektive meint sie, daß Otilie ihr winke. Daraufhin beschließt sie, allerdings ihrerseits »verworren, schwankend, taumelnd«, sich hinunterzustürzen. Nach dem Unglück spricht sie mit »heiliger Freude« (W 486) zu der Menge. Der Arzt, der erwartet, Nanny werde ihm »von nächtlichen Unterredungen mit Otilien und von andern solchen Erscheinungen sprechen«, findet Nanny »natürlich, ruhig und sich völlig selbstbewußt. [...] nichts in ihren Reden schritt aus dem gewöhnlichen Gange des Wahren und Wirklichen heraus als nur die Begebenheit beim Leichenbegängnis« (W 488). Als in der Nacht nach dem Unglück der Architekt in die Kapelle kommt und um Otilie trauert, »sprach sie [Nanny] mit so viel Wahrheit [!] und Kraft, mit so viel Wohlwollen und Sicherheit ihm zu, daß er, über den Fluß ihrer Rede erstaunt, sich zu fassen vermochte und seine schöne Freundin [Otilie] ihm in einer höhern Region lebend und wirkend vorschwebte« (W 488). Die letzte Auskunft, die der auktoriale Erzähler über Nannys psychischen Zustand gibt, erfolgt unmittelbar vor dem Sturz: »verworren, schwankend, taumelnd« (W 486) stürzt sie hinab. Danach wird das wunderbare Geschehen nurmehr in figurengewandener Wahrnehmung wiedergegeben und dem Leser mitgeteilt – in Figurenreden Nannys und des Arztes, der Nanny am folgenden Tag untersucht. Auf diese Weise wird eine erzähllogisch privilegierte Darstellung, die das Geschehen auf eine entweder empirische

oder wunderbare Lesart festlegte, vermieden und die narrativen Verfremdungssignale durch gegensätzliche Signale aufgewogen.²⁶

Zweideutig wirkt schließlich auch die spätere Reaktion der Menschen auf das angebliche Wunder. Nach und nach wird die Kapelle mit der aufgebahrten Otilie, deren »fortdauernd schöner, mehr schlaf- als todähnlicher Zustand« (W 488) ausdrücklich hervorgehoben wird, zu einem lebhaft besuchten Wallfahrtsort für Kranke, die sich vom Besuch Heilung versprechen. Wegen des starken Andrangs schließen jedoch die Verantwortlichen – welche an die Realität der Wunderheilungen offenbar nicht glauben – Kapelle und Kirche. Einmal mehr weicht der Erzähler einer eigenen Stellungnahme aus: »Mütter brachten [...] ihre Kinder, die von irgendeinem Übel behaftet waren, und sie glaubten eine plötzliche Besserung zu spüren« (W 489). Die Besserung wird nicht unzweifelhaft gespürt, sondern man »glaubt« sie nur zu spüren. Zudem ist das Personalpronomen »sie« wohl nicht auf die Kinder, sondern auf die Mütter zu beziehen – also nicht die vielleicht Geheilten selbst, sondern nur deren Mütter behaupten die wundertätige Wirkung.

»Zufällig oder aus besonderer Fügung« lehnt man die vermeintlich zerschmetterte Nanny über die tote Otilie (W 486) – in diesen Worten spricht der Erzähler seine ansonsten nur implizit verfolgte zweideutige Darstellungsstrategie aus. Wie alle anderen Ereignisse in den »Wahlverwandtschaften« kann auch Nannys wunderbare Rettung auf zwei miteinander unvereinbare Weisen erklärt werden: als Wirkung eines übernatürlichen Eingriffs in das natürliche Weltgeschehen oder als ein zwar unwahrscheinliches, doch immerhin mögliches Geschehen, das abergläubisch mißverstanden wird. Diese Zweideutigkeit durchzieht den gesamten Roman, ohne zugunsten einer Lesart aufgelöst zu werden. Dem Leser wird so ein doppeltes Rezeptionsangebot bereitgestellt, das am Ende des Romans in der Beschreibung der Menschen, die zum Leichnam Otilies strömen, ausdrücklich benannt wird:

²⁶ Deshalb ist die Erzählhaltung hier nicht ironisch, wie Binder (S. 132), Blessin (S. 156), Marahrens (Narrator, S. 101) oder H. Reiss (S. 392) meinen, sondern mehrdeutig – wenn man denn Ironie als indirekte, aber, der Intention nach, eindeutige Solidarisierung von Autor und implizitem Leser anlässlich einer als unaufrichtig signalisierten und verstandenen Äußerung bestimmt (vgl. Warning, S. 418). Allerdings wird in der Goethe-Philologie der Ironiebegriff oft mit Bezug auf die Wilhelm-Meister-Romane und auf Goethes Kritik an der »direkten Ironie« im siebten Buch von »Dichtung und Wahrheit« (Werke [Hamburger Ausgabe], Bd. 9, S. 261) im Sinne von Mehrdeutigkeit verwendet. Es wäre dienlich, genauer zwischen ironischem, unzuverlässigem und mehrdeutigem Erzählen zu unterscheiden.

²⁵ Walzel, S. 50.

»jeder mochte gern aus Nannys Munde das Unglaubliche hören; manche, um darüber zu spotten, die meisten, um daran zu zweifeln, und wenige, um sich glaubend dagegen zu verhalten«. (W 488)

Ein Kahn auf dem Wasser

Die Mischung von kausaler, finaler und kompositorischer Motivierung des Geschehens soll jetzt an einem fast unbeachtet gebliebenen Beispiel für das, was Goethe nach seinen eigenen Worten in den Roman »hinein versteckt«²⁷ hat, erläutert werden. Zufälle, vor allem unglückliche, spielen in den »Wahlverwandtschaften« eine große Rolle. Sie bestimmen auch das Bootsunglück, bei dem der von Ottilie gehütete Sohn Charlottes und Eduards ertrinkt. Ottilie ist mit dem Sohn am See spazierengegangen und verspätet sich mit der Heimkehr. In großer Eile will sie den See nicht, wie sonst, am Ufer entlang passieren, sondern mit dem Kahn überqueren, um das Kind noch vor Anbruch der Dunkelheit zu Charlotte zurückzubringen:

»Sie springt in den Kahn, ergreift das Ruder und stößt ab. Sie muß Gewalt brauchen, sie wiederholt den Stoß, der Kahn schwankt und gleitet eine Strecke seewärts. Auf dem linken Arme das Kind, in der linken Hand das Buch, in der rechten das Ruder, schwankt auch sie und fällt in den Kahn. Das Ruder entfährt ihr nach der einen Seite und, wie sie sich erhalten will, Kind und Buch nach der andern, alles ins Wasser.« (W 457)

Ein Schriftstellerkollege Goethes, Uwe Johnson, hat als erster darauf hingewiesen, daß das Unglück auch dadurch zustande kommt, daß Ottilie »das Ruder« entfällt, während an früheren Stellen stets von zwei Rudern im Kahn die Rede war (vgl. W 323, 324, 325).²⁸ Hätten wie üblich auch diesmal zwei Rudern im Kahn gelegen, wäre Ottilie von vornherein gezwungen gewesen, Buch und Kind abzulegen und sich hinzusetzen, um beide Rudern bewegen zu können, und es wäre zu dem Unglück nicht gekommen.²⁹ Überdies ist Ottilie, die sich »manchmal einer Wasserfahrt [erfreut]« (W 429, vgl. 351), noch zwei Kapitel vor dem ominösen dreizehnten des zweiten Teils, in dem das tödliche Unglück geschieht, in der Lage, den Kahn mit der »Gewandtheit der schönen Schifferin« (W 443) zu

27 Werke (Weimarer Ausgabe), IV, 20, S. 346 (Brief an Karl Friedrich Zelter, 1. 6. 1809).

28 Vgl. Johnson, S. 16f.

29 Allerdings mag die Beschreibung auch so zu verstehen sein, daß Ottilie das erstbeste (von zwei) Rudern ergreift, um sich abzustößeln, und nach dessen Verlust mit dem verbliebenen nicht mehr rudern kann (Hinweis von Manfred Karnick).

bewegen. Ein unglücklicher Zufall hat es so gefügt, daß ausgerechnet an diesem Tag das Boot fahruntüchtig ist.

Setzt man jedoch diese Szene mit anderen Stellen des Romans in Beziehung, formen die empirisch legitimierten Details »Ruder«, »Kahn«, »Wasser« und »See« eine »Dämonie des Details«.³⁰ Die konkreten Umstände des Unglücks enthüllen sich als Knotenpunkt verschiedener Leitmotive, die das Geschehnis durch textinterne Parallel- und Oppositionsbezüge mit einem numinosen Charakter versehen. Der Kahn hatte schon bei der Liebesbegegnung des Hauptmanns und Charlottes, einem Ereignis, das in beider »Leben Epoche« (W 326) macht, eine eigentümliche Rolle gespielt: Eduard, Charlotte und der Hauptmann wollen den neuen Kahn, den Eduard »mit ansehnlichen Kosten aus der Ferne verschrieben hatte« (W 322), daraufhin versuchen, »ob er sich leicht bewegen und lenken lasse« (W 322). (An dieser Stelle wird die Notwendigkeit der Verwendung zweier Rudern sogar besonders hervorgehoben: Der Hauptmann kann »durch die Führung zweier Rudern das Fahrzeug in beliebiger Richtung fortbewegen« [W 324] und rühmt »die guten Eigenschaften des Kahns, daß er sich leicht mit zwei Rudern von einer Person bewegen und regieren lasse« [W 325].) Nachdem Eduard aus dem Kahn ans nahe Ufer gesprungen ist und »Gattin und Freund dem schwankenden Element selbst überantwortete« (W 324), geraten die Verbliebenen in die Stille der Dämmerung, die »etwas Geisterhaftes« (W 325) hat. Schließlich versucht der Hauptmann, ans Ufer zu kommen, »aber leider fühlte er sich in einiger Entfernung davon angehalten; er hatte sich festgefahren« (W 325). Als direkte Folge dieses Mißgeschicks trägt der Hauptmann Charlotte ans Ufer, verliert seine gewohnte Zurückhaltung und küßt sie. Wieder wird hier das auslösende, vermeintlich zufällige Ereignis auf uneindeutige Weise dargestellt. Daß der Kahn nicht ans Ufer gelangt, wird zunächst nur aus der Sicht eines Beteiligten mitgeteilt (»er fühlte sich angehalten«) und, durch die Wahl des aktivischen Verbes, als intendiertes Ergebnis einer Handlung suggeriert. Erst dann schiebt der Erzähler eine eindeutige Aussage nach: der Hauptmann »hatte sich festgefahren«. – Nachdem das Unglück geschehen und das Kind im Wasser ertrunken ist, »steht« der Kahn zunächst bewegungslos auf der Wasserfläche (auch hier ein Verb, das aktivisch verstanden werden kann), weil Ottilie, nach dem Verlust des Ruders, das Ufer nicht erreichen kann. Auch an einem anderen dramatischen Höhepunkt ist der Kahn beteiligt, als nämlich an Ottilies Geburtstag ein Knabe in den See fällt: »Unglücklicherweise war der Kahn auf der andern Seite« (W 337), so daß der Hauptmann ins Wasser springen muß,

30 Killy, S. 31.

um den Knaben zu retten. Erst dann »ruderte der Kahn herbei« (W 337), wie es in einer auffälligen metonymischen Verschiebung heißt, die die Aktivität des Rudersenden auf den Kahn überträgt.³¹ Ähnlich heißt es eine Seite später: »Der Kahn von der andern Seite schwamm herüber« (W 338). Die zitierten Stellen reichern zusammengenommen den konnotativen Bedeutungsgehalt des Kahns an, indem sie ihn andeutungsweise als selbständig handelnden Agenten darstellen, der durch seine Handlungen verborgene Wünsche der Protagonisten freisetzt oder aber deren expliziten Handlungsabsichten katastrophal zuwiderläuft.

Ein ähnlicher Konnotationsgehalt wie dem Kahn wird dem Wasser zugewiesen.³² Als Eduard in den Krieg gezogen ist, mag Ottilie »auf dem Boden [...] nicht verweilen«, sondern läßt sich im Kahn liegend »von den bewegten Wellen schaukeln« (W 351). Dem »schwankenden Element« (W 324) vertrauen sich der Hauptmann und Charlotte an. Als Ottilie nach ihrem Spaziergang mit dem Kind nach Hause eilt, trennt sie »nur ein Wasserraum« (W 456) vom sicheren Heimweg – doch in diesem »treulosen, unzugänglichen Elemente« (W 457) ertrinkt das Kind. Zwar gilt: »Das Wasser ist ein freundliches Element für den, der damit bekannt ist und es zu behandeln weiß« (W 440) – so heißt es in der eingelegten Novelle von den wunderlichen Nachbarskindern. Hier wird die Vereinigung des Paares durch das Medium des Wassers eingeleitet, indem der Jüngling die schöne Feindin aus dem Wasser rettet. Aber Wasser konnotiert im sekundären semiotischen System des Romans auch den Tod: Im See findet ein Kind den Tod und ein anderes fast. »Vom Wasser zur Erde, vom Tode zum Leben« (W 441), heißt es in der Novelle; für das Romangeschehen gilt eine entgegengesetzte Bewegung.

»Kahn« und »Wasser« sind konkrete Details, die durch textinterne Bezüge einer numinosen Macht zugeordnet werden, die hintergründig das vordergründig empirische Geschehen steuert. Den Eindruck des Übernatürlichen erwecken diese Dinge nicht dadurch, daß ihnen durch die Protagonisten oder durch den Erzähler entsprechende Eigenschaften explizit zugesprochen würden, sondern implizit durch ihre Funktionalisierung in der Leitmotivtechnik des Romans. Zwar wird der Kindstod

31 Grimms »Deutsches Wörterbuch«, Bd. 14 (1893), Sp. 1390f., führt unter »rudern« die zitierte Stelle aus den »Wahlverwandtschaften« als einzigen Beleg für diese uneigentliche Verwendung an.

32 Zur Wassersymbolik s. von Wieses Kommentar in der Hamburger Ausgabe (W 707f.) und Nisbet, »Die Wahlverwandtschaften«, S. 481f. Böhme faßt die Bedeutung des Wassermotivs in anderen Werken Goethes zusammen als »Zwiesgesicht des Wassers: Ort kosmologischer Einweihung und Ort des Todes« (Böhme, S. 211). Das gilt auch für die »Wahlverwandtschaften«.

von Eduard als »Fügung«, vom Hauptmann als »Opfer« und von Charlotte immerhin noch als »wunderbarster Zufall« angesehen (W 461), doch der willkürlich-eigennützig Charakter dieser Deutungen ist zu deutlich, als daß sie für die erzählte Welt des Romans eine quasi-reale Gültigkeit beanspruchen dürften. Der Erzähler³³ charakterisiert das Ereignis widersprüchlich – als »ahnungsvolles Verhängnis« (W 464), aber auch als »Mißgeschick«, »Unglück« und »Vergehen« (W 464). Die Funktion der Leitmotive, einen mythischen Motivierungszusammenhang des Geschehens herzustellen, ist nur für den Leser erkennbar; sie geben ihm an der Erzählerfigur vorbei Winke für die Einsicht in eine verborgene Bedeutung des Geschehens. So vermag er die Handlung auch auf eine Weise zu deuten, die den Protagonisten und dem Erzähler des Romans verschlossen bleibt.³⁴

Mesmerismus und romantische Naturphilosophie

Die Möglichkeit einer nichtempirischen Motivierung des Geschehens wird in der erzählten Welt der »Wahlverwandtschaften« jedoch auch explizit thematisiert. Die Gespräche der vier Hauptfiguren über den chemischen Begriff der Wahlverwandtschaft, die Pendelversuche und andere Vorkommnisse beziehen sich auf zeitgenössische naturwissenschaftliche und naturphilosophische Theorien und Debatten und müssen vor diesem Hintergrund gelesen werden, um sie nicht als »eklatanten Anachronismus«³⁵ mißzuverstehen.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts fanden in Deutschland als Reaktion auf die Erfolge der modernen exakten Naturwissenschaften spekulative Tendenzen der romantischen Naturphilosophie in den inner- und außerakademischen Diskussionen breiten Raum. Die Existenz geheimnisvoller

33 Als bloßes »Mißgeschick« wird das Ereignis nur vom Erzähler erklärt, nicht etwa vom »Autor«, wie von Thadden meint (von Thadden, S. 213) – und auch der Erzähler benutzt widersprüchliche Charakterisierungen.

34 Ebenso Eric A. Blackall: »throughout the novel [the narrator] is trying to describe something that is really beyond him« (Blackall, S. 172); das bewirke »an expressive tension between what is told and the telling« (S. 187). Abgesehen von den verdeckten Mitteilungen des impliziten Autors (im Unterschied zu den direkten Äußerungen des Erzählers) ist jedoch auch die explizite Erzählerrede in den »Wahlverwandtschaften« nicht durchgehend mit einer einzigen prägnanten Erzählerposition zu identifizieren. Die verschiedenen narrativen Perspektiven und Funktionen werden ausführlich von Marahrens beschrieben, der seine eigene Analyse zu sehr vereinfacht, wenn er den Erzähler als »elderly gentleman« (Marahrens, Narrator, S. 98) festzulegen sucht.

35 So zum Beispiel Blesin, S. 119.

Phänomene wie des tierischen Magnetismus und anderer unerkannter Grundkräfte wurde postuliert. Franz von Baaders »Vom Wärmestoff« (1786), Friedrich Wilhelm Schellings »Von der Weltseele, eine Hypothese der höhern Physik« (1798), Johann Wilhelm Ritters »Der Siderismus« (1808) und Gotthilf Heinrich Schuberts »Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft« (1808) sind einige der einflußreichsten Werke dieser über gelehrte Fachkreise weit hinausreichenden Diskussion.

Im Roman wird insbesondere auf zwei naturwissenschaftliche Theoriefelder Bezug genommen: auf Claude Louis Berthollets chemische Affinitätstheorie und auf Franz Anton Mesmers Lehre vom tierischen Magnetismus. Die chemischen Anspielungen in den »Wahlverwandtschaften« sind ausführlich untersucht worden und brauchen für die Ziele dieser Untersuchung nicht erneut aufgegriffen zu werden.³⁶ Hingegen ist die Bedeutung des Magnetismus für die Sinngabestrategie des Romans bislang nicht angemessen dargestellt worden.³⁷ Als Bezugstext dienen mir vor allem Gotthilf Heinrich Schuberts »Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft«, die Goethe kurz nach ihrem Erscheinen Ende 1808, also während der Arbeit an den »Wahlverwandtschaften«, studierte und die als repräsentativer Querschnitt der Ansichten spekulativ ausgerichteter Zeitgenossen gelten dürfen.³⁸ In Schuberts »Ansichten« findet man auch eine systematische Verbindung von Chemie und Mesmerismus, die zeigt, daß beide Phänomenbereiche zur Zeit der Abfassung der »Wahlverwandtschaften« als komplementäre Teile eines übergeordneten naturphilosophischen Grundkonzepts aufgefaßt wurden:

»Wir sehen die Körper der anorganischen Welt nur dann wieder zu einer selbständigeren Thätigkeit und Empfänglichkeit nach außen zurückkehren, wenn sie auf irgend eine Weise dem Erdganzen, dem sie als unselbständige Theile untergeordnet sind, gleich, und hierdurch von der Abhängigkeit von demselben frey geworden sind. Auf der einen Seite geschieht dieses [...] in dem Magnetismus und der Electricität, auf der andern, jener entgegengesetzten Seite, nach dem Uebergang in

³⁶ Vgl. Adler und C. Hoffmann.

³⁷ Zum Mesmerismus um 1800 s. Blankenburg, Ego, Ellenberger und Erman. Zum Mesmerismus in den »Wahlverwandtschaften« s. Adler, S. 182-187 u. 195-199, sowie Walzel; Maria M. Tatar erwähnt in »Spellbound. Studies on Mesmerism and Literature« (Princeton 1978) Goethes Roman nur beiläufig auf S. 78f.

³⁸ Vgl. Goethes Leben von Tag zu Tag, Bd. 5, S. 268 (8. 12. 1808) u. S. 275 (28. 12. 1808); persönlich waren sich Goethe und Schubert bereits 1807 in Karlsbad begegnet (ebd., S. 99f.). Zu Schuberts Einfluß auf Goethe und die »Wahlverwandtschaften« s. Adler, S. 195-202, Schelling-Schär, S. 37-40 und Stopp. Zur Repräsentativität von Schuberts Theorien für die romantische Naturphilosophie s. Béguin, S. 129-154.

den flüssigen und endlich am meisten in den luftförmigen Zustand, im chemischen Proceß.« (AN 179)³⁹

Magnetismus und Elektrizität (Mesmerismus) einerseits und Chemie (»Wahlverwandtschaft« usw.) andererseits bilden für Schubert als komplementäre Pole zusammen den umfassenden Rahmen für Veränderungen in der anorganischen Welt, und beide Teile dieses komplementären Gegensatzes benutzt auch Goethe als Parallelisierung menschlichen Verhaltens in den »Wahlverwandtschaften«. Zunächst ist der gelegentlich vernachlässigte Umstand zu betonen, daß nicht nur die Gegner, sondern auch die spekulativen Naturphilosophen selbst die prekäre Wissenschaftlichkeit ihrer Postulate und Theorien nicht verhehlten. *Nachtseiten* der Naturwissenschaft beschreibt Schubert in seinem Buch erklärtermaßen auch in dem Sinn, daß er gerade solche Aspekte der »vielfältigen Entdeckungen und Erweiterungen der letzten Jahrzehende« (AN 2) behandle, die man bisher »zu dem Gebiet des sogenannten Wunderglaubens gezählt« habe, nämlich »von Vielen verkannte Erscheinungen« (AN 2) wie die des »tierischen Magnetismus, der Vorahnungen, Träume, Sympathien und dergleichen« (AN 22), also Fälle von »in den einzelnen Naturwissenschaften am meisten versäumten, oder dunkel gebliebenen Phänomenen« (AN 22). Der wissenschaftlich ungewisse Status der neuen spekulativen Erscheinungen wurde nicht verschwiegen, sondern im Gegenteil hervorgehoben.

Der Begründer des Mesmerismus, Franz Anton Mesmer, verstand sich selbst als Wissenschaftler in der empirischen Tradition der Aufklärung.⁴⁰ Er postulierte seit 1775 die Existenz einer »influence mutuelle entre les Corps Célestes, la Terre & les Corps Animés«, eine umfassende Wechselwirkung also, die vermittelt werde durch »un fluide universellement répandu«.⁴¹ In unserem Zusammenhang ist wichtig, daß Mesmer seine Theorie (im Gegensatz zu seinen romantischen Nachfolgern) als eine Theorie bislang unbekannter, aber grundsätzlich *mechanisch* zu verstehender Kräfte konzipierte. Der dritte Grundsatz seiner »Mémoire sur la découverte du magnetisme animal« (1779) lautet: »Cette action réciproque est soumise à des lois mécaniques, inconnues jusqu'à présent.«⁴² Das

³⁹ Zitatnachweise aus den »Ansichten« im folgenden mit Sigle »AN« und Seitenzahl.

⁴⁰ »Als Sohn der Aufklärung suchte Mesmer eine »rationale« Erklärung und lehnte jede Art von mystischer Theorie ab« (Ellenberger, S. 102).

⁴¹ Mesmer, S. 70.

⁴² Ebd. (zitiert nach der Ausgabe von 1781). Ego nennt Mesmer einen »klassischen Mechanizisten«, der »alles auf zwei Prinzipien: Materie und Bewegung, zurückführte« (Ego, S. 146); zu Mesmers Rezeption in der deutschen Fachwelt s. ebd., S. 220-232.

theoretische Paradigma, dem Mesmer hier folgt, ist die klassische Mechanik Newtons.

Die deutsche Romantik formte diese Theorie zu einer spekulativen Theorie des Alls als organischem und beseeltem Körper um. In den »Ansichten« Schuberts kommt die Wendung gegen das mechanische Erklärungsschema sehr deutlich zum Ausdruck. Er verwahrt sich gegen »eine mechanische und handwerksmäßige Ansicht einer toten Natur [...], in welcher sich wie Würmer, welche ein moderndes Gebein benagen nur noch die mechanischen Kräfte bewegen« (AN 14), und bestreitet, daß »diese Zufälligkeit, dieser blinde Mechanismus« (AN 137) den Lauf der Welt regiere. Dagegen glaubt er an »ein nicht nach mechanischen Kräften sich hier und dahin untereinander bewegendes, sondern lebendig zusammenwirkendes Weltganze« (AN 153). Mesmer folgend spricht Schubert von der »allgemeinen Nothwendigkeit der [universalen] Wechselwirkung«: »So zeigt sich überall derselbe Geist des Daseyns und Lebens, überall Eine Nothwendigkeit, unter welcher seine Aeufferungen stehen« (AN 203).⁴³ Doch anders als bei Mesmer wird der Magnetismus bei Schubert und den Romantikern zum Indikator einer metaphysischen Wirklichkeit. Für Schubert »zeigt sich der Magnetismus überhaupt als das erste Kosmische, das heißt auf die Verbindung aller einzelnen Weltkörper zu Einem Ganzen hindeutende Phänomen« (AN 16). Im tierischen Magnetismus (also im Falle magnetischer Wirkungen bei Lebewesen) zeige sich »das Eingreifen eines künftigen höheren Daseyns« (AN 22).

»In diesen »kosmischen Momenten« des Daseyns werden die Einzelnen in die innige Vereinigung des Ganzen, und in das Gesamtleben der höheren Natur aufgenommen, [...] und es wird an allen, in dem Moment der Wechselwirkung begriffnen Gegensätzen die lebendige Harmonie des Ganzen wahrgenommen.« (AN 179)

Damit erhalten die mesmeristischen Phänomene einen grundsätzlich anderen Status als bei Mesmer. An die Stelle des mechanischen Konzepts tritt ein *teleologisches*, denn die Welt insgesamt als Organismus zu verstehen, hieß – in der Zeit vor Darwin und dem Aufkommen *teleonomischer* Konzepte in der Biologie –, sie als intentionale Gebilde im Rahmen einer »vorherbestimmten Harmonie des Lebens aller Einzelnen, mit dem ihres Ganzen« (AN 371) zu verstehen.

⁴³ Schuberts Formulierung klingt in Goethes Selbstanzeige der »Wahlverwandtschaften« im »Morgenblatt für gebildete Stände« vom 4. 9. 1809 an, in der es heißt, daß »doch überall nur eine Natur ist und auch durch das Reich der heitern Vernunftfreiheit die Spuren trüber, leidenschaftlicher Nothwendigkeit sich unaufhaltsam hindurchziehen« (W 639).

»Einheit der Natur hieß für die traditionelle Physik: das genaue Ineinandergreifen eines komplizierten Räderwerks, das nach bekannten, in erster Linie mechanischen, überall gleichen Regeln abließ. Gerade um die Zeit, als Schelling und die Romantiker begannen, ihre Visionen vom Allorganismus der Natur zu formulieren, erschienen die ersten Bände von Laplace: »Traité de la mécanique céleste« (1799). Hierin ist der Ausdruck »mechanisch« durchaus ein programmatischer Terminus. Die Newton'sche Durcharbeitung der Gravitationslehre als Spezialfall einer allgemeinen Dynamik hatte die Mechanik zur dominierenden Disziplin in der Physik werden lassen. Naturwissenschaftliches Erklären war fast gleichbedeutend damit geworden, alle Phänomene auf die Grundgesetze der allgemeinen Mechanik zurückzuführen. Der Terminus mechanisch wird daher für die Romantiker die polemische Vokabel schlechthin, wenn es um die Charakterisierung der herkömmlichen Auffassung der Natur geht. [...] Der mechanischen Einheit des riesigen Uhrwerks setzen die Romantiker die beseelte Einheit eines großen Organismus entgegen.«⁴⁴

Arthur Schopenhauer schreibt noch in seinem 1851 veröffentlichten »Versuch über das Geistersehen und was damit zusammenhängt«:

»Der animalische Magnetismus ist freilich nicht vom ökonomischen und technologischen, aber wohl vom philosophischen Standpunkt aus betrachtet die inhaltsschwerste aller jemals gemachten Entdeckungen [...]. Er ist wirklich die praktische Metaphysik, wie schon Bacon von Verulam die Magie definiert – er ist gewissermaßen eine Experimentalmetaphysik: denn die ersten und allgemeinsten Gesetze der Natur werden von ihm beseitigt.«⁴⁵

»Praktische Metaphysik« ist der Mesmerismus, weil nach Meinung Schopenhauers und der romantischen Naturphilosophie im animalischen Magnetismus Phänomene vorliegen, bei welchen die »natürliche und eigentümliche Tätigkeit der objektiven, Raum, Zeit und Kausalität zur Form habenden, Anschauung« (S. 332) ersetzt wird durch die Tätigkeit eines »Zweiten Gesichts« (S. 338) oder »Traumorgans« (S. 289). Durch dieses übernatürliche Wahrnehmen seien Begabte sogar in der Lage, »das noch gar nicht Vorhandene, sondern im Schoße der Zukunft Liegende und erst im Laufe der Zeit mittelst unzähliger zufällig zusammentreffender Zwischenursachen zur Verwirklichung Gelangende vorher zu verkündigen« (S. 304). Die apriorischen Anschauungsformen »Zeitfolge und Kausalität« (S. 318) seien in solchen Momenten höherer Erkenntnis aufgehoben. Die Phänomene des animalischen Magnetismus signalisierten eine überzeitliche Welterkenntnis, in der die fundamentale Ordnungskategorie der empirischen Kausalität überlagert werde durch ein ta-

⁴⁴ Wetzels, S. 66f.

⁴⁵ Schopenhauer, S. 323.

bleuartiges, final motiviertes Geschehen, in dem die Welt nicht als kausaler Mechanismus, sondern als prästabiler teleologischer Organismus erscheint.

Bei Ritter, Schubert und anderen romantischen Naturphilosophen ist diese entzeitlichte Organismus-Vorstellung der Welt mit einer Geschichtskonzeption verbunden, welche die zeitlich und kausal bestimmte Gegenwart als Zwischenstadium zwischen einem zeitlosen Ursprungszustand und einem ebenso zeitlosen Endzustand ansiedelt. Diese triadische Konzeption der Menschheitsgeschichte⁴⁶ erklärt die Gegenwart zu einem Prozeß der Individuation und Bewußtwerdung, der sich von der ursprünglichen Harmonie mit der Natur gelöst und eine erneute Vereinigung noch nicht wieder erreicht hat. Bei Schubert ist die gegenwärtige »neue Zeit« vor allem durch »die Macht des eigenen Willens und das Streben nach Vollendung desselben« (AN 89) charakterisiert, durch den »schlimmen Geist des Egoismus«, der die Menschen »von der einfältigen, klaren Wahrheit, die ihm von Anfang an gar nicht unbekannt war, abgeführt« habe (AN 154). »Der eigne Wille ist es gewesen, der den Fall des Menschen aus seiner damaligen Höhe bewirkt hat« (AN 68). Bei den Alten wie in der Natur überhaupt zeige sich eine »natürliche Nothwendigkeit«, das »nothwendige Gesetz der Wechselwirkung mit der äußeren Natur, [...] im Thierreich Instinkt genannt« (AN 27), habe früher geherrscht.

Mesmers Lehre vom tierischen Magnetismus wurde in Deutschland jedoch nicht nur von spekulativen Philosophen, sondern auch von Naturwissenschaftlern und praktisch tätigen Medizinern aufgegriffen. Von Johann Wilhelm Ritters Pendelversuchen mit dem italienischen Medium Campetti an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München 1806 über die Einrichtung einer staatlichen »Kommission zur Prüfung des tierischen Magnetismus« in Berlin 1812 bis zur Ausschreibung eines Preises für die beste Abhandlung über tierischen Magnetismus durch die Berliner Akademie der Wissenschaften 1817–1820 reicht die Reihe der Beschäftigung seriöser wissenschaftlicher Institutionen mit mesmeristischen Phänomenen. Der laut Goethe »im ärztlichen Fache so umsichtige und mit mannichfachem Talent der Behandlung und Darstellung begabte«⁴⁷ Christoph Wilhelm Hufeland, damals Königlich Preußischer Staatsrath, Wirklicher Erster Leibarzt des Königs, Professor für Medizin an der Berliner Universität und Erster Arzt der Charité, erklärte 1809, im Entstehungsjahr des Romans, die Lehre des Magnetismus als »unleugbare

faktische Wahrheit in den Erscheinungen, [...] getrennt von allem Einfluß der Phantasie, der Sinnlichkeit und des Betrugese.«⁴⁸

Hat Goethe selbst an die Realität mesmeristischer Phänomene geglaubt? Der biographische Befund stützt die hier vertretene Deutung des Romans, denn auch bei seinem Autor ist der Fall nicht eindeutig. Über Ritters Pendel-Versuche mit Campetti in München soll er Späße gemacht haben, berichtet Hegel in einem Brief an Schelling.⁴⁹ Boisserée notiert aus einem Gespräch über Magnetismus, Goethe »hasse dieses Treiben, weil die Menschen es zu weit führen und doch sicherlich nie dahinter kommen, darum bekümmere er sich auch gar nicht darum und wolle nichts davon wissen.«⁵⁰ Andererseits fügt Boisserée hinzu, Goethe »ehre und erkenne die Erfahrung [des Mesmerismus] an« (ebd.). In einem Brief vom 31. 3. 1808 nennt Goethe Ritters Schrift über den »Siderismus« (so hieß Ritters Variante des Mesmerismus) »wenn man sie nicht academisch sondern menschlich und wissenschaftlich nimmt [...], höchst interessant und in mehr als einem Sinn fördernd.«⁵¹ Im Rahmen seiner »Physikalischen Vorträge« der Jahre 1805/6 kam Goethe am 7. 2. 1806 auf den »organischen Magnetismus« zu sprechen, bei dem »Lebendes auf Lebendes« wirke: »hier treten die bertichtigten Phänomene des animalischen Magnetismus ein.«⁵² Für die unmittelbar folgende Vorlesung am 12. 2. 1806 ist notiert: »Von dem Werte des Was. Die Fragen: Wie? Warum? Wozu? abgelehnt« (ebd., S. 90). Goethe erkannte die *Phänomene* des Magnetismus als real an, blieb jedoch gegenüber den vorgebrachten *Erklärungen*, die die Phänomene in übergreifende Theorien einzubinden

48 Hufeland, Magnetismus, S. 4. Über Hufelands wechselnde Einstellung zum Mesmerismus s. Erman. Über Goethes Beziehung zu Hufeland einige Hinweise bei Hans Ewers, »Christoph Wilhelm Hufeland – ein Freund Goethes und der Menschen«, Goethe-Jahrbuch 104 (1987), S. 382-386.

49 Hegel, S. 150f. (Brief an Schelling vom 23. 2. 1807).- Nach Elise von Keudells Verzeichnis (Goethe als Benutzer der Weimarer Bibliothek, Weimar 1931) hat Goethe mesmeristische Literatur erst nach Abschluß der »Wahlverwandschaften« entliehen (s. Nr. 894, 939, 1060).

50 Goethes Gespräche, Bd. 2, S. 318 (2. 8. 1815). Eine ähnliche Äußerung Goethes referiert angeblich Hufeland im »Journal für practische Heilkunde« 54 (1822), Stück 6, S. 3: »Ich habe mich nie mit dem Magnetismus befassen wollen, denn er hat zu viele Mauselöcher und Mausefallen« (zitiert in Karl Bittel und Rudolf Tischner, Mesmer und sein Problem, Stuttgart 1941, S. 153). In Hufelands »Journal der practischen Arzneykunde und Wundarzneykunst« – das hier offenbar gemeint ist – finde ich das Zitat am angegebenen Ort jedoch nicht.

51 Werke (Weimarer Ausgabe), IV, 20, S. 39 (Brief an Friedrich Heinrich Jacobi, 31. 3. 1808). Über Ritters Beziehung zu Goethe vgl. Wetzels, S. 33f., S. 40, S. 77f.

52 Die Schriften zur Naturwissenschaft (Leopoldina), Weimar 1970, I, 11 (»Physikalische Vorträge schematisiert 1805–1806«), S. 88-90.

46 Das triadische Modell wurde von Ritter und Schubert auch auf die Naturgeschichte angewandt, vgl. Wetzels, S. 92f. u. S. 96f.

47 Goethe, Werke (Weimarer Ausgabe), I, 35, S. 151 (»Tag- und Jahres-Hefte 1803«).

suchten, skeptisch. Diese Haltung wird auch ein Jahrzehnt später deutlich in einem Brief an Hufeland, in dem sich Goethe bedankt für die Übersendung von Hufelands »Erläuterungen seiner Zusätze zu Stieglitz' Schrift über den animalischen Magnetismus« (1817), die den Magnetismus als medizinische Heilmethode propagiert. Goethe räumt darin ein, daß man die magnetischen Phänomene »als Factum zugestehen kann und muß«, fügt jedoch hinzu, er könne »überhaupt nicht billigen [...], daß die Sache aus dem heilsamen Esoterischen in das allzubreite Exoterische geführt worden.«⁵³ Eckermann notiert für den 7. 10. 1827 als Äußerung Goethes: »Wir wandeln alle in Geheimnissen. Wir sind von einer Atmosphäre umgeben, von der wir noch gar nicht wissen, was sich alles in ihr regt und wie es mit unserm Geiste in Verbindung steht. [...] Wir haben alle etwas von elektrischen und magnetischen Kräften in uns und üben wie der Magnet selber eine anziehende und abstoßende Gewalt aus.«⁵⁴ Insgesamt darf man annehmen, daß Goethe die Realität magnetischer Phänomene anerkannt und die mesmeristische »Experimentalmetaphysik« (Schopenhauer) nicht als phantastisch abgewiesen, aber auch ihre windigen Begleitumstände registriert hat.

Weiche Ereignisse mesmeristischer Art gibt es nun in den »Wahlverwandtschaften«? Da sind zunächst Ottilies somnambulistische Erlebnisse.⁵⁵ Ihre Affinität mit Eduard zeigt sich daran, daß sie auf der linken, er auf der rechten Kopfseite Kopfschmerzen haben (vgl. W 264 u. 281); Schubert schildert den Fall einer Somnambulen, welche sensorische Empfindungen, die ihre Schwester am Arm macht, vermöge einer »wunderbaren Sympathie« am eigenen Körper, und zwar am entgegengesetzten Arm, verspürt (AN 345). Außerdem zeigt sich Ottilies magnetischer Rapport mit Eduard darin, daß beide eine »unbeschreibliche, fast magische Anziehungskraft gegeneinander« ausüben und sich stets, ohne es ausdrücklich zu wollen, zueinander hin bewegen – »nicht eines Blickes, nicht eines Wortes, keiner Gebärde, keiner Berührung bedurfte es, nur des reinen Zusammenseins. Dann waren es nicht zwei Menschen, es war nur. Ein Mensch im bewußtlosen, vollkommen Behagen« (W 478); Schubert betont die »tiefe Sympathie der magnetisch Schlafenden mit dem ihr innig Befreundeten« (AN 348), die dazu führe, »daß überhaupt zwey getrennte

menschliche Wesen in gewisser Hinsicht Eins zu seyn vermögen« (AN 350).⁵⁶

Nach dem Tod des Kindes versinkt Ottilie, sobald sie »wie in einer anderen Welt wandelnd« (W 458) den Leichnam zurück ins Haus gebracht hat, in stundenlange Ohnmacht und liegt »an der Erde« (W 458), während sich Charlotte und der Major unterhalten; »sie schlief, oder sie schien zu schlafen« (W 459), wie sich der Erzähler vorsichtig ausdrückt; schließlich richtet sich Ottilie »mit großen Augen« blickend (W 462) auf und teilt Charlotte mit, sie habe sich gerade, wie schon vor Jahren, in einem besonderen Zustand befunden, »halb erstarrt, wie aus einer fremden Welt«, in einem »halben Totenschlaf« (W 462f.). Schubert: »Der Zustand des eigentlichen Somnambulismus selber, tritt Anfangs mit jenen Zeichen ein, die dem gewöhnlichen Schlaf, besonders nach einer Anstrengung vorausgehen« und führe zunächst zu einem »Gefühl- und bewußtlosen Zustand, welcher [...] dem gewöhnlichen Schlaf sehr ähnlich« sei (AN 332).

Ottilie meint, ihr ohnmachtsartiger Zustand habe ihr »die Augen geöffnet« (W 463); Schubert bezeichnet den Somnambulismus als »eine höhere Stufe des wahren Zustandes der Seele« (AN 348), in dem die Somnambulen »in jeder Hinsicht witziger sinn- und geistreicher erscheinen als jemals im Wachen« (AN 334).

Als Eduard in den Krieg gezogen ist, findet Ottilie Trost an »wunderbaren nächtlichen Erscheinungen«:

»Wenn sie sich abends zur Ruhe legt und im süßen Gefühl noch zwischen Schlaf und Wachen schwebte, schien es ihr, als wenn sie in einen ganz hellen, doch mild erleuchteten Raum hineinblickte. In diesem sah sie Eduarden ganz deutlich, und zwar nicht gekleidet, wie sie ihn sonst gesehen, sondern im kriegerischen Anzug, jedesmal in einer anderen Stellung, die aber vollkommen natürlich war und nichts Phantastisches an sich hatte: stehend, gehend, liegend, reitend. Die Gestalt, bis aufs kleinste ausgemalt, bewegte sich willig vor ihr, ohne daß sie das mindeste dazu tat, ohne daß sie wollte oder die Einbildungskraft anstrenge.« (W 422f.)

Die Darstellungsweise ist zweideutig. Distanzierungssignale gibt es zwar: Die Vision ereignet sich zwischen Schlaf und Wachen, es »schien, als ob«, Ottilie »fühlte« sich überzeugt. Es wird also die Möglichkeit eingeräumt, daß es sich nur um Einbildungen Ottiliens handelt, zumal alles nur in ihrem Bewußtsein vor sich geht und nicht von anderen bestätigt wird.

⁵³ Werke (Weimarer Ausgabe), IV, 28, S. 242-244 (Brief an Christoph Wilhelm Hufeland vom 5. 9. 1817).

⁵⁴ Eckermann, S. 563f.

⁵⁵ Der Somnambulismus oder »magnetische Schlaf: als »Exaltation des innern Sinnes« galt als Erscheinungsform des tierischen Magnetismus (Hufeland, Magnetismus, S. 10); ähnlich Schubert, AN 332.

⁵⁶ Die »fast magische Anziehungskraft«, durch die Ottilie und Eduard »Ein Mensch« werden, ist also nicht nur mit Bezug auf chemische Affinitäten- und Verwandtschaftslehren (s. Adler, S. 208) oder auf den Androgynenmythos des platonischen »Symposion« (s. Lillyman), sondern durchaus auch mesmeristisch erklärbar.